

Norbert Rehrmann

## Mehr Kontinuität als Bruch

Lateinamerikabilder spanischer  
Schriftsteller, Wissenschaftler und Politiker

Daß man bestehen muß, *obwohl* andere bestehen, die ganz anders sind, daß man es wissen muß und nicht sein darf wie die, die ganz anders sind, daß man ihnen gerecht werden muß, obwohl sie anders bleiben werden – wie schwer, wie unsäglich schwer!

Elias Canetti<sup>1</sup>

¿Que quizá soñando estoy,  
aunque despierto me veo?

Pedro Calderón de la Barca<sup>2</sup>

### 1. Das »Imperium-Syndrom« oder Die Last der Geschichte

»... zahlreich waren die hispanoamerikanischen Festlichkeiten, an deren Ende kaum etwas anderes blieb, als ein süßer Geschmack auf den Lippen und etwas Rhetorik im Raum; danach verharrten Spanier und Amerikaner in ihrer argwöhnischen Einsamkeit, in Haltung und Blick von Mißtrauen geprägt, jeder auf einer Seite des großen Abgrunds der Geschichte.« Diese nüchterne Bilanz bezieht sich auf die spanischen Entdeckungsfestlichkeiten des Jahres 1892, also auf den *IV Centenario* dessen, was nach 1492 ein Grundpfeiler der kulturellen Identität des Landes werden sollte: das spanische Weltreich. Die Sätze stammen aus der Feder des nicaraguanischen Schriftstellers Rubén Darío,<sup>3</sup> eines im Grunde genommen hispanophilen Autors, der dem Ereignis persönlich beigewohnt hatte. Der fast elegische Ton seiner Sätze war damals – acht Jahre vor dem »Desaster« von 1898, als auch der koloniale Restbesitz in der Neuen Welt, Kuba und Puerto Rico, dem einstigen Mutterland definitiv verloren ging – der Tatsache geschuldet, daß Spanien seine kulturelle, in Teilen auch seine politische und militärische Hegemonie über die Exkolonien stur zu behaupten versuchte. Nach dem

1 *Die Fliegenpein*. Aufzeichnungen. München 1992, S. 135.

2 *La vida es sueño*. Madrid 1977, S. 108f.

3 Vgl. Donald F. Fogelquist: *Espanoles de América y Americanos de España*. Madrid 1967, S. 21f.

»Desaster« avancierte die kulturelle Karte gewissermaßen zum Joker: Lateinamerika, in Spanien zumeist »Hispanoamerika« genannt, wurde auch fortan fast ausschließlich an der spanischen Elle gemessen. Daß man sich seit knapp einem Jahrhundert nicht nur politisch von den Vormundschaftsansprüchen der einstigen *madre patria* emanzipiert hatte, sondern, wenngleich nur *in statu nascendi*, auch kulturell – das anzuerkennen, fiel den allermeisten Spaniern geradezu schmerzhaft schwer. Und heute? Wäre Daríos Bilanz hundert Jahre später, nach dem »*V Centenario* der Entdeckung Amerikas / Begegnung zweier Welten«, so die offizielle Sprachregelung für die Megaschau des Jahres 1992, anders ausgefallen?

Glaubte man dem ersten Eindruck, der sich bei der Lektüre der zahllosen Publikationen – unter Einschluß der meisten wissenschaftlichen – einstellt, die vor und während des »magischen Jahres« erschienen sind, dann hätte sich das Bild seit 1892 grundlegend gewandelt. So kommt etwa die Spanierin Silvia Enrich<sup>4</sup> in einer Untersuchung über die diplomatischen Beziehungen zwischen Spanien und Lateinamerika am Beispiel des Königs zu dem Schluß, daß sich dessen Amerika-bild von der historischen Nostalgie früherer Zeiten definitiv verabschiedet habe: An die Stelle der alten Vormundschaftsattitüden sei längst »una profunda solidaridad« mit den Völkern des lateinamerikanischen Kontinents getreten. Spanien, im Falange-Jargon der vierziger Jahre noch die »Plaza Mayor de la Hispanidad«, sei inzwischen zum *primus inter pares* geworden. Mehr noch: Die *madre patria* früherer Zeiten sei mittlerweile, obwohl »radikal europäisch«, so der König,<sup>5</sup> »genauso iberoamerikanisch wie europäisch«. Demgegenüber ist Eduardo Subirats,<sup>6</sup> einer der scharfsinnigsten und polemischsten Kulturkritiker der letzten Jahre, der Ansicht, daß Amerika, gerade auch nach dem *V Centenario*, weiterhin »un gran dilema« in Spanien darstelle. Vor allem mit Blick auf die Geschichte: Eine »Revision des historischen Gedächtnisses« sei auch 1992 unterblieben. Unter dem dünnen Firniß einer modernisierten Terminologie, so der Tenor von Subirats, dominierten noch immer panhispanistische Prämissen – letztlich imperiale Nostalgien, für die die »glorreiche« Geschichte Balsam und Mittel zum Zweck darstellten. Einen ähnlichen Befund attestiert Subirats übrigens auch mit Blick auf zwei andere Geschichtshypothesen, die mit dem »Entdeckungs«-Jahr 1492 in enger Beziehung stehen: die maurisch-jüdische Vergangenheit der Halbinsel, die im Jubeljahr 1992 allerdings erheblich weniger Beachtung fand.

Mit einigen, allerdings gewichtigen Einschränkungen, gehe ich, wie die folgenden Ausführungen illustrieren, mit Subirats konform. Neben sehr konkreten Interessen – Spanien als »Brückenkopf« zwischen Europa und Amerika –, scheinen

4 *Historia diplomática entre España e Iberoamérica en el contexto de las relaciones internacionales (1955-1985)*. Madrid 1989, S. 146.

5 Ebd., S. 165.

6 *Después de la lluvia. Sobre la ambigua modernidad española*. Madrid 1993, S. 153.

die zahlreichen Kontinuitäten in den spanischen Amerikavisionen dabei, so eine meiner Thesen, auf einer besonders ausgeprägten »Phantasiedominanz« zu beruhen, wie Norbert Elias dieses Phänomen bezeichnete: »Man spürt«, schrieb Elias<sup>7</sup> über das Imperium-Syndrom einstiger politischer Großformationen, »wie ungeheuer schwer es einer seit Jahrhunderten führenden Großmacht fällt, sich mit einem niedrigeren Status im Ensemble der Nationen abzufinden.« Genau das meinte auch Rafael Sánchez Ferlosio,<sup>8</sup> einer der radikalsten Kritiker des *V Centenario* innerhalb Spaniens: Seine Organisatoren würden von dem »heimlichen Kummer« geplagt, anders als Rom oder Großbritannien, nie die 'gebührende' internationale Anerkennung als Imperium erfahren zu haben.

Bevor ich auf die Auseinandersetzungen um den *V Centenario* zurückkomme, skizziere ich knapp deren historische Vorläufer. Ein kurzer Blick auf die Geschichte des Panhispanismus<sup>9</sup> verdeutlicht die Kontinuitäten, aber auch die Brüche, die den hiesigen Gegnern des *V Centenario* zumeist entgangen sind.<sup>10</sup> Dabei wird sichtbar, daß selbst die luzidesten Kritiker der panhispanistischen Geschichtslegenden zum Opfer derselben werden können. So ist die Behauptung von Subirats,<sup>11</sup> das spanische Exil in Mexiko stünde für einen »profundo diálogo« mit der komplexen Realität des Exillandes, pure Fiktion. Ihre Hauptursache liegt, wie es scheint, in den panhispanistischen Prämissen, die das Gros der spanischen Forschungsliteratur zum Exil enthält – Prämissen, die auch kritische Autoren wie Subirats augenscheinlich übersehen haben. In Punkt 3 gebe ich deshalb einen Überblick über die einschlägige Forschungsliteratur.

## 2. *Hispanidad* und *hispanismo*:

### Historische Vorläufer heutiger Lateinamerika-Bilder

Weshalb hatten die spanischen Intellektuellen seit der Unabhängigkeit 'ihrer' Kolonien<sup>12</sup> so große Schwierigkeiten, den neuen Status quo – vor allem dessen kulturelle Dimension – anzuerkennen? Weshalb gab es zwar einen Las Casas,

7 Studien über die Deutschen. Machtkämpfe und Habitusentwicklung im 19. und 20. Jahrhundert. Frankfurt a.M. 1990, S. 445.

8 Vgl. Norbert Rehrmann: »Spanien, Europa und Lateinamerika: Zur Geschichte legendärer Kulturbeziehungen«, in: *PROKLA*, Juni 1989, Nr. 2, S. 126f.

9 Mit dem Begriff sind sowohl die eher liberalen Spielarten des »hispanismo« als auch die konservative »hispanidad« gemeint.

10 Vgl. Norbert Rehrmann: »Hernán Hitler und Adolf Cortés? Legendäre Spanienbilder bundesdeutscher Publikationen zum *V Centenario*«, in: *Hispanorama* 59, 1991, S. 6f.

11 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 194.

12 Der Terminus »Kolonie« ist in Spanien noch immer heftig umstritten.

aber keinen 'spanischen Humboldt'?<sup>13</sup> Die Hauptursache dürfte darin liegen, daß die lateinamerikanische *emancipación* zu Beginn des 19. Jahrhunderts ein kollektives Trauma bewirkte, von dem sich noch heute zahlreiche Spanier nicht erholt zu haben scheinen: Mit Ausnahme von Kuba und Puerto Rico war von dem einstigen Superimperium nur ein Torso übriggeblieben, der für die neuen Republiken zunächst auch kulturell jede Attraktion verloren hatte. Der mexikanische Schriftsteller Octavio Paz<sup>14</sup> bringt das Schisma zwischen der einstigen *madre patria* und ihren Kolonien, wie es durch die Schlacht von Ayacucho (1824) irreversibel geworden war, prägnant auf den Begriff: Die nordamerikanische Bewegung sei Folge der englischen Ideen, Institutionen und Prinzipien gewesen, die zu dem neuen Kontinent gelangten. Die Trennung von England sei keine Negation Englands, sie sei vielmehr eine Affirmation der Prinzipien und Glaubensvorstellungen gewesen, in deren Geist die ersten Kolonien gegründet worden waren. Davon, so Paz, unterschieden sich die Beziehungen der hispanoamerikanischen Kolonien mit der Metropole grundlegend: »Die Gründungsprinzipien unserer Länder waren diejenigen der Gegenreform, der absoluten Monarchie ... und ab Mitte des XVIII. Jahrhunderts des 'aufgeklärten Despotismus' Karls III. Die hispanoamerikanische Unabhängigkeit war nicht nur eine Bewegung der *Separation*, sondern der *Negation* Spaniens.«

Diese Negation implizierte daher die kategorische Ablehnung des kulturellen Vermächtnisses Spaniens und kam dem Versuch einer Dekulturation gleich. Das eigentliche (böse) Erwachen des Landes aus dem amerikanischen Alptraum erfolgte gleichwohl erst viel später, 1898, mit dem Verlust Kubas und Puerto Ricos, gewissermaßen als zeitverschobenes Echo, als die *Generación del 98* spanischer Schriftsteller und Intellektueller – 74 Jahre nach Ayacucho! – das nationale Desaster und eine Regeneration des Landes – auch mit Hilfe der Exkolonien – beschwor. Die Aktivitäten des *coloso del norte*, der USA, waren dabei stets, vor und nach 1898, ein wirksamer Antrieb des Panhispanismus; ohne diesen Anreiz, so Fogelquist,<sup>15</sup> »wäre er wohl in der Kategorie einer literarischen Tendenz verblieben.«

Sprache, Literatur und Geschichte wurden nun zum letzten Unterpfeiler der verlorenen Einheit, die weder durch die Illusion ökonomischer Kooperation noch durch militärische Rückeroberungsversuche wiederherzustellen war. Statt dessen

13 Alexander von Humboldt gehört zu den wenigen Europäern von Rang, die sich der kulturellen Realität Lateinamerikas im 19. Jahrhundert relativ unvoreingenommen näherten. Vgl. Norbert Rehrmann: »Zur Rezeption des Entdeckers. Christoph Kolumbus in der deutschsprachigen Literatur und Geschichtsschreibung«, in: Wolfgang Greive (Hg.): *Alexander von Humboldt. Die andere Entdeckung Amerikas*. Loccum: Loccumer Protokolle 1993, S. 213ff.

14 Vgl. Carlos M. Rama: *Historia de las relaciones culturales entre España y la América Latina. Siglo XIX*. México / Madrid / Buenos Aires 1982, S. 25.

15 Fogelquist: *Españoles* (Anm. 3), S. 15.



übte man sich in sentimental-rhetorischer Trauer. Das Lamento der Madrider Zeitung *La América* von 1857<sup>16</sup> ist diesbezüglich repräsentativ: »Wehe den hispanoamerikanischen Republiken, sollte Kuba dereinst nicht mehr zu Spanien gehören! (...) Wehe der lateinischen Rasse in der Neuen Welt, wenn unsere vor-dere Schildwache des *Atlántico* durch Verrat geschlagen dereinst daniederliegen sollte.«

Insgesamt läßt sich die spanische Haltung gegenüber den früheren Kolonien so zusammenfassen: Amerika sei im Vergleich zum »Mutterland« von naturgegebener Inferiorität; Amerika sei »undankbar«, da Spanien seinen überseeischen Reichen Blut und Reichtum geschenkt habe, weshalb die Exkolonien gegenüber der *madre patria* in moralischer Schuld stünden; der wohlwollend-väterlichen, katholisch-monarchischen Regierung Spaniens beraubt, lebten die Republiken nun in Chaos und Unordnung, weit unterhalb jenes Niveaus, das für die koloniale Epoche bestimmend gewesen sei; die spanische Präsenz und Herrschaft in Kuba und Puerto Rico stelle demgegenüber einen Pluspunkt für die Hispanoamerikaner dar, da sie so gegen den bedrohlichen nordamerikanischen Vormarsch verteidigt würden.

Für den Panhispanismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts ist zudem ein weiterer Aspekt charakteristisch, der für die kulturellen Beziehungen zwischen Spanien und Lateinamerika auch für spätere Zeiten bestimmend sein sollte: ein panhispanistischer »Grundkonsens« (Pike), der von eher liberalen *und* konservativ-reaktionären Strömungen getragen wurde und – wie sich an den Reaktionen auf das Desaster von 1898 ablesen läßt – teilweise selbst von sozialistisch-anarchistischen Gruppierungen.

Ein wichtiges Datum der panhispanistischen Bewegung, die mit der 1885 gegründeten Iberoamerikanischen Union mittlerweile auch über eine einflußreiche, eher liberal orientierte Organisation verfügte, war naturgemäß der *IV Centenario* des Jahres 1892: Das spanische Interesse an Lateinamerika stieg zu neuen Höhen empor – zumindest, wie Pike<sup>17</sup> bemerkt, »zu neuen rhetorischen Höhen«. Auch Rama<sup>18</sup> betont, daß sich das Jahr 1892 in eine »inmensa demostración oratoria« verwandelt habe, allerdings nicht nur in Spanien, sondern auch in zahlreichen Ländern Lateinamerikas, den USA sowie in Italien und Frankreich – eine »oratorische« Geschäftigkeit, die von unzähligen festlichen Akten, Zusammenkünften, Einweihung von Gebäuden und Denkmälern (u.a. der *Biblioteca Nacional* und der *Plaza de Colón* in Madrid), themenorientierten Buchausgaben etc., umrahmt wurde.

---

16 Rama: *Historia* (Anm. 14), S. 10.

17 Frederick Pike: *Hispanismo 1898-1936. Spanish Conservatives and Liberals and their Relations with Spanish America*. London 1971, S. 35.

18 Rama: *Historia* (Anm. 14), S. 184.

Weitaus folgenreicher für den zukünftigen Charakter der panhispanistischen Bewegung war naturgemäß das Desaster im Krieg mit den USA. Verschiedene Autoren datieren den eigentlichen Beginn des Panhispanismus denn auch auf das Jahr 1898, als das Reich, in dem »die Sonne niemals unterging«, auf seine heutigen Grenzen reduziert wurde. Spanien, so Ventós,<sup>19</sup> entdeckte seine »Entdeckung« in Amerika im selben Moment, als es im Begriffe war, seine letzten Kolonien zu verlieren. Nach dem Verlust der verbliebenen Teile des weiland riesigen Kolonialreiches trat an die Stelle physischer Präsenz um so nachhaltiger die kulturelle.

Gleichwohl war Kuba nicht mehr allein eine Auseinandersetzung zwischen Spanien und den überseeischen Rebellen: Wenn auch der weitaus größte Teil der öffentlichen Meinung in Spanien der Überzeugung war, das »Kuba-Problem« mit Gewalt lösen zu können, selbst als die Vereinigten Staaten bereits direkt intervenierten, führte der Krieg auch zu innerspanischen Konflikten. Zu den Personen und Gruppen, die für eine friedliche Lösung optierten, gehörten einige liberale Intellektuelle und drei politische Strömungen: republikanische Föderalisten, Sozialisten und Anarchisten. Wie Serrano<sup>20</sup> nachgewiesen hat, war jedoch auch die Linke von »imperialen Nostalgien« nicht frei: Denn sie attackierte weniger das koloniale Prinzip als solches, sondern lediglich seine ausgesprochen archaische Anwendung im vorliegenden Fall. Tiefsitzende Ressentiments gegen die Vereinigten Staaten schienen dabei – über sonstige politische Differenzen hinaus – die meisten Spanier zu einen. Die Position der Zeitschrift *Gente Vieja* um 1900 dürfte dafür exemplarisch sein. Der Groll, den diese Zeitschrift<sup>21</sup> den USA entgegenbrachte, war violent und unerbittlich: Sie verabscheute die »schäbige Rasse«, welche »die Meere verpestet« und im Begriff war, »die erlösenden Prinzipien von Zivilisation, Freiheit und Recht zum Kentern zu bringen.«

Das »Entdecken der 'Entdeckung'« (Ventós) wurde nach dem Desaster durch ein weiteres Faktum erleichtert, das auf den ersten Blick paradox erscheint: Die antispanische Attitüde zahlreicher Lateinamerikaner verwandelte sich in eine Art kulturellen *approach*. Waren die Lateinamerikaner im 19. Jahrhundert mehr über den spanischen als den nordamerikanischen Imperialismus besorgt – mit Ausnahme der späten vierziger Jahre, als aufgrund der Annektierung mexikanischer Territoriums eine weitverbreitete Furcht vor dem »Koloß« grassierte –, bewirkte der Kuba-Krieg eine abrupte Änderung. Die einstigen Ressentiments verwandelten sich in Sympathien und Solidarität, zumindest in jenem »schmerzhaften Mo-

19 Xavier Rubert de Ventós: *El laberinto de la hispanidad*. Barcelona 1987, S. 102.

20 Carlos Serrano: »El PSOE y la guerra de Cuba«, in: *Estudios de Historia Social* (Madrid), Nr. 8/9, 1979, S. 396f.

21 Vgl. Fogelquist: *Espanoles* (Anm. 3), S. 28.

ment seiner Geschichte« (Fogelquist). Rubén Darío<sup>22</sup> kehrte aus diesem Grunde 1899 nach Spanien zurück, um für die argentinische Zeitung *La Nación* über das schmerzhafteste *feedback* des kolonialen Desasters zu berichten.

Mit Beginn der Zweiten Republik (1931) fühlten sich die Panhispanisten verschiedenster politischer Strömungen mehr denn je von ihrer Mission überzeugt. Besonders im Falange-Programm nahm Lateinamerika einen herausragenden Platz ein. So zeigten sich die Falangegründer José Antonio Primo de Rivera und seine Epigonen<sup>23</sup> davon überzeugt, daß der Tag kommen werde, an dem die Welt »von drei oder vier rassischen Ethnien« dominiert werde; und Spanien, so ihr Credo, könnte eine von ihnen sein – allerdings nur dann, wenn es sich an die Spitze eines »geistigen spanischamerikanischen Empire« setze.

Der Bürgerkrieg bzw. sein Ausgang markierte in mehrfacher Hinsicht eine Zäsur des Panhispanismus, wengleich auch weniger tief, als einige – besonders spanische – Autoren zu sehen vermeinen. Sie manifestierte sich zum einen, was das »offizielle« Spanien betrifft, in einer dezidiert katholischen, antiliberalen und antidemokratischen Stoßrichtung, wie sie u.a. von Ramiro de Maeztu in dessen 1934 erschienener *Defensa de la hispanidad* und von García Morente in dessen *Idea de la hispanidad* von 1938 formuliert wurde – den beiden Bibeln konservativ-reaktionärer *hispanidad*-Vertreter. Die offizielle Präferenz des Begriffs »hispanidad« gegenüber dem mit eher liberalen Konnotationen behafteten Terminus »hispanismo« deutet in die gleiche Richtung. Den Falange-Ideologen war vor allem an einer umfassenden Neuinterpretation der Geschichte gelegen, die sich schematisch in drei Punkten zusammenfassen läßt: Das Mittelalter war eine große Epoche geistiger und intellektueller Entwicklung, denn damals war die gesamte Christenheit vereint. Ihren Höhepunkt erreichte diese Entwicklung unter Karl V., der die physische Stärke Deutschlands mit der geistigen Kraft Spaniens unter dem Zepter des Heiligen Römischen Reiches vereinte. Diese Einheit wurde durch die Renaissance mit ihrem »paganisierenden« Einfluß sowie durch die protestantische Reformation – mit ebenfalls paganem Charakter – gesprengt. Das gesamte 18. Jahrhundert und die spanische Variante der Aufklärung waren ihnen dagegen ebenso verhaßt wie das 19. Jahrhundert, das sie durch Namen wie Comte, Darwin, Marx und Spencer symbolisiert sahen.<sup>24</sup> Der Unterschied zur eher liberalen Geschichtsinterpretation läßt sich am Beispiel von Juderías' *Leyenda Negra*<sup>25</sup> illustrieren: Wollte dieser zeigen, daß das Spanien der Inquisition vorüber und die

22 *España contemporánea*. Barcelona 1989. Die Artikelserie ist sicher eine der hellstichtigsten »Zeitgeist«-Diagnosen, die in jenen Jahren über Spanien geschrieben wurden.

23 Vgl. Norbert Rehrmann: *Lateinamerika aus spanischer Sicht. Exilliteratur und Panhispanismus zwischen Realität und Fiktion (1936-1975)*. Frankfurt a.M. 1996, S. 101ff.

24 Vgl. Baily W. Diffie: »The ideology of Hispanidad«, in: *Hispanic American Historical Review* (New York), Bd. 23, 1943, S. 456.

25 Julián Juderías: *La Leyenda Negra*. Madrid 1986.

antispanische Kritik ungerecht waren, da ähnliches auch in anderen Ländern geschehen sei, lobten die Falangisten die Inquisition »als echte spanische Tradition«.

Die hochtönende Vergangenheitsrhetorik der Falange, die in den Jahren der außenpolitischen Isolation vor allem als propagandistischer »Mutmacher« nach innen fungierte, machte jedoch schon bald realpolitischen Sprachregelungen Platz. Bereits in den fünfziger und sechziger Jahren zeigte sich die *hispanidad* als ziemlich getreuer Spiegel und als Instrument (letztere Funktion mit deutlich abnehmender Tendenz) der außen- und innenpolitischen Interessen des franquistischen Regimes. Nach den turbulenten Jahren des Bürgerkriegs, den nazi-falangistischen *imperio*-Ambitionen und der ohne nennenswerte Blessuren überstandenen Isolationsphase schien das wandlungsreiche Chamäleon nunmehr seine definitive Farbe gefunden zu haben. Der paternalistische Duktus und die kulturhistorischen Präentionen, die den spanischen Habitus gegenüber den Exkolonien seit dem frühen 19. Jahrhundert in unterschiedlichen Schärfegraden bestimmt hatten, feierten zwar des öfteren fröhliche Urständ, traten allerdings hinter den Versuch zurück, die diplomatischen Beziehungen – wie vor allem das kubanische Beispiel zeigte: auch unter einer gewissen realpolitischen Anerkennung unliebsamer politischer Verhältnisse – weiter zu »normalisieren« und ihnen erstmals eine substantielle ökonomische Komponente beizumischen.

In einer Rede, die Außenminister Fernando María Castiella 1964 anlässlich des *Día de la hispanidad* in Guernica hielt, nimmt die widersprüchliche Ideenpalette mit Blick auf Lateinamerika exemplarisch Gestalt an. Der »liberale Geist«, der in dem Text aufscheint, kann freilich nicht vergessen machen, daß sein Autor die »guten Absichten« (stabile ökonomische Beziehungen mit Lateinamerika) mit der – trotz der relativen Hausse jener Jahre – recht tristen Realität verwechselte: In Iberoamerika, »Reflex Europas«, so der Redner,<sup>26</sup> »befindet sich eine der größten Möglichkeiten des Okzidents«. Spanien, »einem Brückenland zwischen Orient und Okzident«, falle eine Schlüsselrolle zu, diese Möglichkeiten zu nutzen. Der Überschätzung der ökonomischen Potenzen seines Landes entsprachen die kläglichen Ergebnisse, die Castiella auf der politischen Ebene vorzuweisen hatte: lediglich ein Abkommen über doppelte Staatsbürgerschaft mit Ecuador und Costa Rica und entsprechende Verhandlungen mit einigen anderen Ländern. Der Rest bestand aus *wishful thinking* und Rhetorik: »Wir fühlen den warmen Strom des Blutes zwischen den Menschen auf beiden Seiten des Atlantiks.« Selbst die pazifischen Exkolonien hatte der Redner augenscheinlich noch nicht abgeschrieben: »Der Himmel ist unser Stadium von den Pyrenäen bis zu den Philippinen«, zitierte er einen der zahllosen *hispanidad*-Poeten. Positiv bleibt immerhin anzumerken, daß der Minister der pluralen Realität auf dem Subkontinent eine gewisse Reverenz

26 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23), S. 155f.

erwies, wenn er bemerkte, daß »die historische Stunde dieses Monopols ... seit langem und für immer vorbei ist« und die kubanische Revolution »trotz ideologischer Abgründe« als *fait accompli* akzeptiert wurde.

Abgesehen von einigen Einsichten in die Irreversibilität historischer Entwicklungen und der partiellen Suspendierung kulturhistorischer Maximalpositionen, wie sie in der Rede Castiellas Gestalt annahm, blieb die proklamierte Absicht der franquistischen Diplomatie, die Beziehungen zu Lateinamerika vom hohen Olymp der Kultur in die Niederungen stabiler *terms of trade* zu verlagern – sie damit gewissermaßen zu säkularisieren –, jedoch ein frommer Wunsch. Das Resümee Mujals,<sup>27</sup> immerhin eines Mitarbeiters des *Instituto de Cooperación Iberoamericana*, in welches das *Instituto de Cultura Hispánica* Ende der siebziger Jahre umgewandelt wurde, läßt daher, was diesen Bereich der Beziehungen betrifft, an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: »Das Franco-Regime widmete Lateinamerika viel rhetorische Aufmerksamkeit, aber nur sehr wenig reale.«

Der kulturhistorische Leitstern des Regimes war damit zwar noch lange nicht erloschen, seine Leuchtkraft hatte freilich drastisch nachgelassen. Insofern darf man die folgende Notiz<sup>28</sup> durchaus symbolisch verstehen: »Das letzte Mal, daß Franco außerhalb der Mauern von El Pardo an einem politischen Ereignis teilnahm, war am 12. Oktober, am Festtag der *hispanidad*, im *Instituto de Cultura Hispánica*.«

Wurden damit auch die legendären Lateinamerikabilder *ad acta* gelegt? Auf den Seiten der *Cuadernos Hispanoamericanos*, dem publizistischen Flaggschiff des *Instituto de Cultura Hispánica*, kommen Kontinuität und Wandel des spanischen Lateinamerikabildes deutlich zum Ausdruck. Die Kontinuitäten sind zwar unübersehbar – aber auch der Wandel, der in einigen Fällen, hier am Beispiel »neuralgischer« Themen aus der Literatur, geradezu spektakulär ausfällt. Insofern stimme ich María A. Escudero,<sup>29</sup> die von einer ungebrochenen Kontinuität des »hispanic discourse« der Zeitschrift bis in die Gegenwart spricht, nur eingeschränkt zu.

Besonders augenfällig nimmt sich beispielsweise der Wandel aus, der in der Beurteilung indigenistischer Themen in der mexikanischen Literatur ablesbar ist. Im Unterschied zur Vorbürgerkriegszeit, als die Attacken auf den mexikanischen Indigenismus, der durch die Revolution eine – wenn auch ideologisch ambivalente – Hausse erlebt hatte, sich stets auch auf diese selbst bezogen, finden sich

27 Eusebio Mujal: »Iberoamérica en la nueva política exterior de España«, in: Instituto de Cooperación Iberoamericana (Hg.): *Realidades y posibilidades de las relaciones entre España y América en los ochenta*. Madrid 1986, S. 137.

28 Vgl. José Mario Armero: *La política exterior de Franco*. Barcelona 1978, S. 228.

29 »Hispanist Democratic Thought versus Hispanist Thought of the Franco Era: A Comparative Analysis«, in: Marina Pérez de Mendiola (Hg.): *Bridging the Atlantic. Toward a Reassessment of Iberian and Latin American Cultural Ties*. New York 1996, S. 170ff.

seit den sechziger Jahren in der Zeitschrift kaum noch direkte Hinweise, die mit den Aversionen von früher vergleichbar wären.<sup>30</sup> Das Lob, das ein Autor des Jahres 1965 der Revolution und ihrer literarischen Verarbeitung ausspricht, fällt geradezu überschwänglich aus: »Der leidenschaftliche Wunsch nach Souveränität, der saubere Nationalismus«, so heißt es, »bildet einen der größten Schätze Hispanoamerikas.« Pancho Villa avanciert zum »Napoleón mexicano« und Präsident Lázaro Cárdenas zum »fruchtbarsten ... aller mexikanischen Regenten, der den ländlichen Massen im Prozeß der Agrarrevolution Ländereien übergeben hat.« Dabei weiß der Autor zwischen Ideologie und Wirklichkeit wohl zu unterscheiden und kritisiert u.a. unter Berufung auf Juan Rulfo oder Carlos Fuentes zahlreiche »Lügen« und »leere Versprechungen«. Aus diesen und anderen Gründen sei die Gruppe mexikanischer Autoren, die sich mit der Revolution beschäftigt – und hier vor allem mit indigenistischen Aspekten – »eine der stärksten und interessantesten.« In einer Rezension von Carlos Fuentes' *La muerte de Artemio Cruz* findet das uneingeschränkte Lob der mexikanischen Literatur seine direkte Fortsetzung. Zugleich fällt auf, daß die traditionellen Diskussionen über das spanische Kultur- bzw. Literaturerbe verstummt sind. So findet dieses etwa in einer gründlichen Darstellung über *La moderna novela mejicana* mit keinem Wort Erwähnung; lediglich die Schreibweise von *Méjico* weist auf kulturhistorische »Altlasten« hin. Ausgesprochen sachlich und informativ nimmt sich schließlich der letzte Beitrag im Rahmen des Untersuchungszeitraumes (bis 1975) über indigenistische Themen in der mexikanischen Literatur aus. Wenngleich die Autorin den »geringen literarischen Wert« zahlreicher Romane indigenistischer Couleur kritisiert, hegt sie an der kulturell-politischen Bedeutung dieser literarischen Gattung indessen keinen Zweifel mehr. Die Kontroversen der Vergangenheit sind damit offenkundig beigelegt: *Méjico* ist zu *México* konvertiert,<sup>31</sup> die Revolution akzeptiert (mit Ausnahme der uneingelösten Versprechen), und die literarischen Versionen des mexikanischen Indigenismus werden begrüßt.

Obwohl sich auf den Seiten der Zeitschrift auch zahlreiche Gegenbeispiele finden, die historische Kontinuitäten signalisieren, fällt der Wandel ihres Lateinamerikabildes doch insgesamt deutlicher aus als bei den Exilschriftstellern, von denen viele durch den Exodus von 1939 zum ersten Mal persönlich die komplexe Real-

30 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23), S. 198f.

31 Die Kontroversen um terminologische Fragen waren stets mehr als semantische Spitzfindigkeiten. Ins Fadenkreuz der panhispanistischen Kritik geriet vor allem (und das häufig noch immer) die Bezeichnung »Lateinamerika«. Im Wörterbuch der *Real Academia de la Lengua* wird dieser Begriff erstmals in der Ausgabe von 1984 akzeptiert – allerdings nur für jene wenigen Gebiete, in denen sich neben dem spanischen und portugiesischen auch ein französischer Einfluß nachweisen läßt. Vgl. Juan Carlos Pereira / Ángel Cervantes: *Las relaciones diplomáticas entre España y América*. Madrid 1992, S. 76. Vgl. zur Namensproblematik Miguel Rojas Mix: *Los cien nombres de América*. Barcelona 1991.

tät der überseeischen Länder kennenlernten – und erlitten. Deshalb geht die bereits zitierte Ansicht von Eduardo Subirats,<sup>32</sup> »nur das Exil errichtete eine schwache Brücke über dem tiefen Abgrund« zwischen Spanien und der Neuen Welt, an der Wirklichkeit vorbei. Denn nur wenige Autoren können mit den Worten von Subirats als *paradigmas* eines *profundo diálogo* gelten. Weder die rassistischen Indianerporträts Ramón Senders noch die Aversionen Francisco Ayalas gegen den Indigenismus von Gabriela Mistral oder Pablo Neruda können dafür als Zeugen benannt werden. Selbst so kritische Schriftsteller wie Max Aub, Manuel Andújar oder Rafael Alberti hatten mit der kulturellen Heterogenität ihrer Exilländer große Probleme. Eine der Ursachen – neben vielen anderen, die ich hier unerwähnt lasse – liegt in ihrem kulturhistorischen »Gepäck«, das sie aus Spanien mitgenommen hatten und von dessen Last sie sich – im Unterschied zu anderen europäischen Exilgruppen – kaum befreien konnten: Die angenommene kulturelle Nähe des hispanoamerikanischen Exils (die berühmte Prolongationsthese) verwandelte sich schnell und für viele sehr schmerzhaft in eine ferne Nähe, die sie gerade deshalb aus einer panhispanistischen Optik interpretierten. Nur wenige Exilschriftsteller, etwa der in Spanien kaum bekannte Luis Amado Blanco (in Kuba) oder Clemente Airó (in Venezuela), lassen in ihrem Œuvre erkennen, daß ihr Exil eine echte *Entdeckung* war.<sup>33</sup>

Es überrascht deshalb, wenn ein Kritiker vom Schlage Subirats dem Exil *in toto* eine panhispanistische Unbedenklichkeitsbescheinigung ausstellt. Die *ultima ratio* für diese eklatante Fehldiagnose dürfte vor allem in der einschlägigen Forschungsliteratur zu suchen sein: Trotz ihres wissenschaftlichen Anspruchs und einiger Unterschiede in Sprache und Inhalt erweist sich gerade der Korpus einschlägiger Studien als schier unerschöpfliches Reservoir nationaler Mythen und Legenden. Der folgende, unvollständige Überblick,<sup>34</sup> der lediglich Globaluntersuchungen enthält, erhärtet diese These.

### 3. Interpretationskartelle: Spanische Studien zu Lateinamerika. Panhispanismus und Exil seit 1975

Die Forschungsarbeiten, die in den letzten Jahrzehnten aus der Feder spanischer Autoren erschienen sind, betonen zunächst ein – peninsularerseite – nur relativ geringes wissenschaftliches Interesse an der gesamten Exilthematik. So schreibt Díaz,<sup>35</sup> die wissenschaftliche Beschäftigung mit der Diaspora von 1939 sei »ein

32 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 154.

33 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23).

34 Allein in der Reihe »MAPFRE 1492« sollen in Zusammenhang mit dem *V Centenario* etwa 250 (!) Bücher erschienen sein. Vgl. Pereira / Cervantes: *Relaciones* (Anm. 31), S. 15.

35 Elías Díaz: *Pensamiento Español*. Madrid 1974, S. 203.



nur selten von uns behandeltes Thema«. Wenige Jahre später beklagt Rubio<sup>36</sup> eine *gran ignorancia* (bzw. *desinterés*), die noch immer andauere. Und noch ein gutes Jahrzehnt später kommt Lorenzo Gómez-Escalonilla in seiner – für spanische Verhältnisse ungewöhnlich kritischen – Analyse der *Diplomacia franquista y política cultural hacia Iberoamérica 1939-1953* zu dem Resultat, eine entsprechende Arbeitsperspektive sei bislang praktisch nicht vorhanden.<sup>37</sup> Angesichts der gewaltigen politischen und kulturellen Dimensionen, die der Exodus von 1939 besaß, überrascht dieser Befund. Immerhin war bereits 1976 unter der Leitung von José Luis Abellán eine sechsbändige Studie über *El exilio español de 1939* publiziert worden,<sup>38</sup> in der – zumindest unter quantitativen Gesichtspunkten – die wichtigsten Daten über das gesamte, nicht nur lateinamerikanische Exil zusammengetragen wurden. Von etlichen Aufsätzen und Monographien zum Thema abgesehen, beschränken sich die meisten Untersuchungen allerdings auf quantitative Aspekte (was aufgrund der Desiderate zunächst erforderlich war) und beschäftigen sich, wenn überhaupt, nur am Rande mit dem hier im Mittelpunkt stehenden Untersuchungsthema. Dennoch – und hierin besteht ein weiterer »Grundkonsens« – enthalten sie zumeist eindeutige Aussagen über kulturelle Dimensionen. So bewertet Rubio<sup>39</sup> den Exodus als »wichtigsten kulturellen Beitrag« der ehemaligen Metropole für Lateinamerika; oder:<sup>40</sup> »Die historischen Arbeiten gehören sicher zu den brilliantesten intellektuellen Beiträgen des Exils.« Der zutiefst problematische, in zahlreichen Fällen unhaltbare Charakter solcher Aussagen resultiert nicht zuletzt aus der Tatsache, daß sie entweder nicht belegt werden oder von Prämissen ausgehen, die selbst höchst fragwürdig sind. So halten etwa die Autoren<sup>41</sup> der sechsbändigen Studie *El exilio español de 1939* einerseits den von José Gaos geprägten *transterrado*-Begriff, der eine sehr weitgehende kulturelle Einheit suggeriert, für völlig unproblematisch. Andererseits<sup>42</sup> leiten sie aus der Tatsache einer »Zurückweisung der *hispanidad*« als *política de imperialismo cultural* des offiziellen Spanien umstandslos eine allgemeine panhispanistische Unbedenklichkeit ab.<sup>43</sup> Mit anderen Worten: Da die Autoren bereits *ipso facto* von einer spanisch dominierten (der indigene Anteil findet keine oder kaum Erwähnung) Einheit ausgehen, reicht zumeist der Hinweis, die Exilintellektuellen

36 Javier Rubio: *La emigración de la guerra civil 1936-1939: historia del éxodo que se produce con el fin de la II República española*. 3. Bd., Madrid 1977, S. 793.

37 Madrid 1988, S. 10.

38 Madrid 1976. Auch dort heißt es (Bd. 3, S. 14), daß es sich hier um einen Teil der spanischen Kulturgeschichte handele, der bislang kaum untersucht worden sei.

39 Rubio: *Emigración* (Anm. 36), S. 239.

40 Ebd., S. 795.

41 Abellán: *Exilio* (Anm. 38), Bd. 2, S. 196

42 Ebd., Bd. 3, S. 185ff.

43 Genauso argumentieren Pereira / Cervantes: *Relaciones* (Anm. 31), S. 16.



lehnten die franquistische *hispanidad*-Rhetorik ab, um sie von etwaigen panhispanistischen Anwandlungen freizusprechen. Daher nimmt es nicht wunder, wenn – wie in obigem Fall – selbst Exilautoren wie Salvador de Madariaga oder Américo Castro, deren Affinitäten zu einigen panhispanistischen Grundüberzeugungen geradezu notorisch sind, zu Kronzeugen eines geläuterten Lateinamerikabildes avancieren.

Aus den zitierten Aussagen geht somit hervor, daß die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema zumeist auf impliziten oder expliziten Prämissen beruht, die im höchsten Maße problematisch sind und eher die Fortexistenz des traditionellen, u.a. von Pike diagnostizierten panhispanistischen »Grundkonsenses« suggerieren, als dessen Überwindung. Dabei enthalten die zitierten Untersuchungen noch vergleichsweise fortschrittliche Denkmuster. Denn in einigen Publikationen finden sich auch solche Positionen, die kaum eine Entwicklung zum Besseren, d.h. zur Anerkennung einer spezifischen lateinamerikanischen Realität, erkennen lassen und von den meisten Lateinamerikanern als offene Provokation empfunden werden dürften.<sup>44</sup> In einer Schrift von Juan Saiz Barbera mit dem bezeichnenden Titel *España y la idea de la hispanidad. La lucha de las tres Españas*<sup>45</sup> – Untertitel: »Im 21. Jahrhundert wird sich die hispanoamerikanische Welt triumphierend erheben« –, die u.a. vom *Consejo Superior de Investigaciones Científicas* (!) herausgegeben wurde, steht gleich zu Beginn<sup>46</sup> die Exklamation: »¡España, madre de América!« Im weiteren Verlauf der »Untersuchung« lobt der Autor<sup>47</sup> u.a. die »unvergleichbaren Werke Spaniens bei der Entdeckung Amerikas (etwas, das keine andere Nation übertroffen hat)«; empört sich<sup>48</sup> über »die Exzesse der liberalen Demokratie« und schreibt u.a.:<sup>49</sup> »México es España.«

Zwei ähnlich krasse Beispiele panhispanistischer *historia-ficción* präsentierten darüber hinaus der Ortega-Schüler Julián Marías und das *Instituto Español de Estudios Estratégicos*, das dem Verteidigungsministerium untersteht. Ersterer attackiert u.a. den Kolonialismus-Begriff, da es in *Spanischamerika* »keine fremde Administration« gegeben habe – sehr im Unterschied zu englischen und französischen Beispielen. Es stimme zwar, daß die einflußreichsten Posten »lange Zeit« von Spaniern bekleidet worden seien, »aber das«, so die denkwürdige Begründung, »war allein ihrer kulturellen und technischen Überlegenheit geschuldet;

44 Vgl. zur Diskussion über kulturelle Identität (en) in Lateinamerika: Birgit Scharlau / Mark Münzel / Karsten Garscha: 'Kulturelle Heterogenität' in Lateinamerika. *Bibliographie mit Kommentaren*. Tübingen 1991.

45 Madrid 1982.

46 Ebd., S. IX.

47 Ebd., S. X.

48 Ebd., S. 65.

49 Ebd., S. 120.

überdies übten sie diese Autorität im Namen des gemeinsamen Königs aus ...<sup>50</sup> In die gleiche ideologische Kerbe schlägt die Studie des Verteidigungsministeriums: Die spanischen Territorien in Übersee »waren sehr weit davon entfernt, Kolonien zu sein.«<sup>51</sup> Ebenso wenig könne man von »Eroberung« sprechen, schließlich seien die meisten »Expeditionen« nur von jeweils zwei- bis dreihundert Männern durchgeführt worden, die weder über eine militärische Ausbildung noch über die nötigen Waffen verfügten, »um die Millionen von Toten zu verursachen, die ihnen zugeschrieben werden.« Deshalb seien die »Anschuldigungen« von Las Casas, so die Neuauflage der historischen Dauerkontroverse, »anachronistische Allgemeinplätze, die unter Fachleuten längst überholt sind.«<sup>52</sup> Auch die anderen Autoren dieses Sammelbandes sind vor allem an der »semantischen Front« aktiv. Offensichtlich in Anlehnung an den *transterrado*-Begriff (in Abwandlung von *destierro*, Vertreibung) des Exilphilosophen José Gaos offeriert Manuel Lizcano Pellón in seinem gleichnamigen Beitrag *La Transespaña (sic) como refundación: un nuevo espacio mundial*.<sup>53</sup> Da die meisten Präsidenten der *países hispánicos* statt »Lateinamerika« inzwischen auch den Begriff »Iberoamerika« verwendeten (was mit peniblen Statistiken und mit großer Genugtuung dargestellt wird), könne man, so die *Conclusiones Finales*, mit Optimismus in die Zukunft schauen: »Die Überwindung vieler alter Vorurteile erlaubt es uns – den 'hispanos' von mehr als zwanzig Nationen – heute, zu den gemeinsamen und unterbrochenen (sic) Aufgaben zurückzufinden – dem Vermächtnis beispielhafter, aber entstellter Figuren unserer Geschichte, die nur für unsere Zukunft lebten, die heute unsere Gegenwart ist.«<sup>54</sup> Pikes »lyrischer Hispanismo« des 19. Jahrhunderts, das illustrieren diese Zeilen, hat bis heute überlebt!

Eine besondere Rolle in der postfranquistischen Forschung zu Panhispanismus (ein Terminus, der freilich fast nie verwendet wird) und Exil spielt José Luis Abellán, unter dessen Federführung die zitierte sechsbändige Studie erarbeitet wurde. Abellán hatte bereits 1972 eine Untersuchung mit dem Titel *La idea de América: Origen y evolución* veröffentlicht.<sup>55</sup> Dort argumentierte er zwar nicht so plump wie die oben zitierten Autoren; seine hegelianischen Geschichtsprämis-

50 Julián Marías: *La Corona y la Comunidad Hispánica de Naciones*. Madrid 1992, S. 33f.

51 Pedro Borges Morán: »Aspectos históricos de la primera y segunda cumbre iberoamericana«, in: Instituto Español de Estudios Estratégicos (Hg.): *Aportación de España en las cumbres iberoamericanas: Guadalajara 1991 – Madrid 1992*. Madrid 1993, S. 78.

52 Ebd., S. 79f.

53 Ebd., S. 19ff.

54 Ebd., S. 250.

55 Zur Exilthematik hat Abellán überdies die Studie *Filosofía española en América 1936-1966* (Madrid 1967) publiziert. Von demselben Autor wurde das Buch *Visión de España en la generación del 98. Antología de textos* (Madrid 1968) herausgegeben. Beide Bücher sind von ähnlichen Ambivalenzen geprägt.

sen münden aber in offenen Eurozentrismus: »Beachten wir, daß Europa im Vergleich zu Amerika ein fortgeschrittenes Stadium der Geschichte darstellt.«<sup>56</sup> Und so wenig, wie die Hegelschen Amerikavisionen hinterfragt werden, so wenig stellt Abellán die traditionelle *Conquista*-Apologetik in Frage, wenn er völlig undifferenziert behauptet: »Das primäre Ziel der gesamten iberischen Unternehmung war der Mensch, besonders seine Seele.«<sup>57</sup> Daher verwundert es nicht, wenn es dem Autor vor allem um eine, wenn auch verhaltene, historische Ehrenrettung der *colonización ibérica* gegenüber dem angelsächsischen Pendant geht – eine zwar nicht völlig falsche, in ihrer Einseitigkeit jedoch deutlich apologetische Sicht, der auch andere, vermeintlich kritischere Autoren gefolgt sind. So heißt es sehr ähnlich in *El laberinto de la hispanidad*, das zu durchleuchten der sozialistische Europaabgeordnete und Ästhetikprofessor Xavier Rubert de Ventós sich anschickte: »Der 'Rohstoff' der Evangelisierung sind nicht die Sklaven, sondern die Seelen.«<sup>58</sup> In diesem Lichte betrachtet, so seine Argumentation, sei der Genozidvorwurf, wie ihn etwa Todorov<sup>59</sup> formulierte, völlig unhaltbar. Obgleich der Autor in Teilen durchaus erwägenswerte Gründe anführt, die trotz aller Greuelthaten ein spezifisch spanisches Kolonialisierungsmuster plausibel erscheinen lassen, liegt die apologetische Absicht des Buches doch offen zutage, wenn er etwa den USA Lektionen in »weicher Kolonisierung« (er meint das spanische »Vorbild«) erteilt<sup>60</sup> oder den Lateinamerikanern gar die spanische Monarchie als probates politisches Exportmodell offeriert.<sup>61</sup>

Die vor allem von Abellán ausgegebene und mit scheinwissenschaftlichen Argumenten drapierte Losung einer angeblich unverbrüchlichen kulturellen Einheit von Spanien und Lateinamerika, die, wie die Zitate illustrieren, nicht nur nicht als *primus inter pares*-Beziehung begriffen wird, sondern zudem die Bedeutung der indigenen Elemente zumeist herunterspielt oder vollends leugnet, findet auch – bereits im Titel – in dem 1984 von Luis Marañón publizierten Buch *Cultura española y América hispana* ein getreues Echo.

In der zweibändigen Untersuchung, die Abellán (zusammen mit Andrés Monclús) über *El pensamiento español contemporáneo y la idea de América* 1989 in Barcelona herausgegeben hat, nehmen die zitierten Ambivalenzen besonders deutlich Gestalt an – nicht zuletzt deshalb, weil die beiden Bände (*El pensamiento en España desde 1939* und *El pensamiento en el exilio*) zwar erstmals zahlreiche Einzelstudien präsentieren, in ihren Ergebnissen jedoch mehr über die panhispa-

56 José Luis Abellán: *La idea de América: Origen y evolución*. Madrid 1972, S. 38.

57 Ebd., S. 45.

58 Ventós: *Laberinto* (Anm. 19), S. 24.

59 Tzvetan Todorov: *Die Eroberung Amerikas. Das Problem des Anderen*. Frankfurt a.M. 1982.

60 Ventós: *Laberinto* (Anm. 19), S. 171.

61 Ebd., S. 164.

nistische Optik der Autoren verraten, als daß sie ein auch nur annähernd objektives Panorama der jeweiligen Lateinamerikabilder böten. In ihrer doppelten Untersuchungsperspektive – das peninsulare Lateinamerikabild sowie das des Exils – kommen die Herausgeber zu dem bereits bekannten Schluß, daß das Exil von 1939 das spanische Lateinamerika-Bild und damit auch das lateinamerikanische Spanienbild »entscheidend« verändert habe.<sup>62</sup> Es verwundert folglich nicht, wenn einer der exponiertesten »liberalen« *hispanidad*-Interpreten des Franquismus, Pedro Laín Entralgo, als eine Art spanischer 'Levi Strauss' beschrieben wird.<sup>63</sup> Laíns kultureller »Scharfsinn« und seine »generöse Anstrengung«, Lateinamerika zu »verstehen«, stellen zwar die waghalsigsten Interpretationen der gesamten Untersuchung dar; die (Partial-)Analysen der Lateinamerikabilder von Antonio Tovar, Ruiz Giménez oder Julián Marías sind jedoch *mutatis mutandis* von ähnlichem Kaliber.<sup>64</sup>

Ein eher lobrednerischer, in Teilen hagiographischer Charakter ist darüber hinaus den Globaluntersuchungen eigen, die in Lateinamerika, z.T. von Exilautoren selbst, publiziert wurden. Sofern das Lateinamerikabild darin überhaupt explizit zur Sprache kommt, geschieht es entweder auf der Basis nicht definierter bzw. mehr oder weniger camoufflierter spanienzentristischer Kriterien oder mittels einer sibyllinisch-diplomatischen Verbalkasustik, die es zumeist vermeidet, bestimmte Sensibilitäten und Interessen zu verletzen.<sup>65</sup>

Die obige Bilanz gilt auch für den literarischen Bereich. In den von Abellán edierten Bänden über *El exilio español de 1939* werden zwar Poesie, Prosa, Theater und Essay der Exilautoren nahezu erschöpfend behandelt, allerdings primär unter quantitativen Aspekten (wer, wo, was). Demgegenüber fußen die Aussagen, die sich auf die kulturellen Meriten der Exilliteratur beziehen, durchweg auf den oben zitierten Prämissen. Ähnliche Denkmuster enthält die von Ricardo Velilla Barquero vorgelegte Studie<sup>66</sup> über *La literatura del exilio a partir de 1936*. Sie bietet zwar einen nützlichen Überblick über die meisten Exilautoren und ihre wichtigsten Werke, hält sich aber in inhaltlichen Wertungen auffallend zurück. Auf völlig inakzeptablen panhispanistischen Prämissen fußt auch die

62 José Luis Abellán / Andrés Mouclús (Hgg.): *El pensamiento español contemporáneo y la idea de América*. Barcelona 1989, Bd. 2, S. 16.

63 Ebd., Bd. 1, S. 251f.

64 Mit einer bemerkenswerten Ausnahme, die allerdings die Behauptung eines generell »entscheidenden« Wandels in den gegenseitigen Afferzeptionen besonders drastisch ad absurdum führt: Bei dem nach Chile emigrierten Kunst- und Kulturhistoriker Leopoldo Castedo kommt die Untersuchung zu dem – vollauf berechtigten – Ergebnis, daß »Leopoldo Castedo der einzige (sic) der spanischen Exilintellektuellen ist, bei dem Iberoamerika nicht als pure 'creación hispánica' auftaucht, sondern als kultureller Komplex, der durch den Zusammenprall und das Zusammenreffen der peninsularen Kultur und der autochthonen Kulturen entstanden ist« (ebd.: S. 561).

65 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23), S. 24ff.

66 Madrid 1981.

Studie *Novela Española e Hispanoamericana*<sup>67</sup> von Antonio Tovar, die den besonderen Charakter der lateinamerikanischen Literatur und Kultur hier und da zwar – positiv – registriert, den spanischen Einfluß dagegen maßlos überschätzt. Das Lateinamerikabild in der Exilliteratur wird darüber hinaus nur am Rande und recht hagiographisch erwähnt. Die bislang einzige,<sup>68</sup> halbwegs systematische Gesamtuntersuchung zur Lateinamerikathematik im Werk der spanischen Exilautoren wurde von der Mexikanerin Mariela Zelaya Kolker unter dem Titel *Testimonios americanos de los escritores españoles transterrados de 1939* veröffentlicht.<sup>69</sup> Darin unternimmt Zelaya Kolker den Versuch, das Lateinamerikabild im Œuvre (Roman, Poesie, Theater, Essay) der unter diesem Aspekt wichtigsten Exilautoren herauszuarbeiten. Die in den *Ediciones Cultura Hispánica* des Madrider *Instituto de Cooperación Iberoamericana* erschienene Studie gelangt zwar an einigen Stellen zu vergleichsweise kritischen Ergebnissen, krankt jedoch an einer Reihe schwerwiegender Defekte, die bereits in den obigen Untersuchungen zutage traten. Dabei besteht das gravierendste Problem in der Absenz inhaltlicher Untersuchungskriterien. So ist der Autorin die historische Dimension der Panhispanismusthematik (d.h. vor 1939) offensichtlich nicht bekannt. Hätte sie die kritischen Ergebnisse dieser Forschungsarbeiten in ihre Untersuchung einbezogen, wäre ihr wohl nicht entgangen, daß sich die Lateinamerikavisionen zahlreicher Exilautoren zwar wohlthuend von der franquistischen *hispanidad*-Rhetorik unterscheiden, in einigen, durchaus gewichtigen Punkten aber bereits vor 1939 ein panhispanistischer »Grundkonsens« zwischen eher konservativ-reaktionären und eher liberal-fortschrittlich gesonnenen Intellektuellen bestanden hatte. Die offenkundige Unkenntnis der historischen Genese des Panhispanismus dürfte dazu beigetragen haben, daß Zelaya Kolker<sup>70</sup> die unhaltbare These eines »grundlegenden« Gesinnungswandels der Exilschriftsteller teilt. Geradezu absurd ist die Behauptung,<sup>71</sup> *sämtliche* (!) Autoren »schrieben und publizierten mit einer *conciencia de presente*«. <sup>72</sup> Da es Zelaya Kolker, wie den meisten untersuchten Exilautoren, in erster Linie darum geht, »die Wege zu erforschen, die Spanien mit Hispanoamerika«<sup>73</sup> verbinden, die *unidad*-These mithin nahezu vorbehaltlos geteilt wird, scheint sie kaum daran interessiert zu sein, Lateinamerika über den

---

67 Madrid / Barcelona 1972.

68 Auf die Darstellung weiterer, vor allem vor 1975 erschienener Studien zur Exilliteratur verzichte ich.

69 Madrid 1985.

70 Ebd., S. 17.

71 Ebd., S. 20.

72 Übrigens auch unter politischen Gesichtspunkten. Mit den in Teilen elitären, demokratiefeindlichen, kulturpessimistischen und krud antisozialistischen Positionen einiger Autoren, etwa von José Antonio Rial oder Francisco Ayala, setzt sich Zelaya Kolker nicht auseinander.

73 Ebd., S. 38.

spanischen Anteil hinaus kulturell zu definieren. Hierin besteht ein weiterer gravierender Defekt der Untersuchung, der sich zu den vagen Panhispanismusvorstellungen komplementär verhält: An keiner Stelle wird deutlich, was die Autorin unter der häufig zitierten *comunidad hispánica* oder dem *valiosísimo mosaico de aspectos importantes del vivir hispanoamericano*<sup>74</sup> versteht. Welchen Stellenwert besitzt in diesem Mosaik, etwa in Mexiko, das indigene Element? Lediglich an einigen Stellen, vor allem bei den rassistischen Ausfällen Senders, bezieht Zelaya Kolker eine verhalten kritische Position und gibt damit implizit zu erkennen, daß zwischen der lateinamerikanischen Wirklichkeit und ihren literarischen Abbildern offensichtlich doch kulturelle Welten klaffen.

Die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Thema, hier vor allem mit dem Exil von 1939, trägt somit zum besseren Verständnis *des Anderen* (Todorov) und damit auch zu einem kritischen Verhältnis zu einem wichtigen »Baustein« der kulturellen Identität nicht sonderlich viel bei. Statt Probleme zu lösen, sind die meisten Publikationen selber ein Teil des Problems.<sup>75</sup> Habermas' Forderung nach einem »historisch aufgeklärten Traditionalismus«<sup>76</sup> – in den zitierten Studien ist er eher Ausnahme als Regel. Die Behauptung, selbst aus kritischem Munde, das Exil hätte einen »grundlegenden Wandel« des heutigen spanischen Lateinamerikabildes bewirkt, dürfte hier seine primäre Ursache haben.

#### 4. Kontinuität, »paktierter Bruch« und kritische Revision des historischen Gedächtnisses: Die Debatte um den *V Centenario* von 1975 bis 1992

Fällt das Urteil des zitierten Panhispanismus-Kritikers Eduardo Subirats über die Autoren des Exils viel zu positiv aus, so muß man zahlreiche seiner intellektuellen Zeitgenossen gegen sein viel zu negatives Urteil in Schutz nehmen: Obwohl Subirats recht hat, wenn er der »intellektuell dominanten« Gruppe der *transición* und auch dem »progressiven Spanien« ab 1982 attestiert, die kulturelle Kluft zwischen der Halbinsel und Lateinamerika kaum verringert zu haben,<sup>77</sup> so übersieht er indessen, daß sich nach 1975 erstmals in der Geschichte des Panhispanismus überhaupt von relevanten Strömungen sprechen läßt – Strömungen, von

74 Ebd., S. 260.

75 Leider war es mir nicht mehr möglich, bis zum Redaktionsschluß das folgende Buch einer Prüfung zu unterziehen: Joaquín Roy / Juan Antonio March: *El espacio iberoamericano: dimensiones y percepciones de la relación especial entre España y América Latina*. Barcelona 1996.

76 Jürgen Habermas: *Die neue Unübersichtlichkeit. Kleine politische Schriften*. Frankfurt a.M. 1985, S. 41.

77 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 154.

denen zumindest eine den alten panhispanistischen Grundkonsens, wie ihn Pike bis zum Bürgerkrieg ermittelte, definitiv aufgekündigt hat.

Das »offizielle« Spanien gehört dazu jedoch nicht. Zweifel über den wirklich neuen Charakter der offiziellen spanischen Beziehungen mit den Ländern Lateinamerikas nach Francos Tod haben z.B. v. Gleich u.a. angemeldet – Zweifel, die sie auch auf die Lateinamerikapolitik der seit 1982 regierenden Sozialisten übertragen. Sie äußern zwar die Vermutung, die sozialistische Regierung werde diese Beziehungen im Vergleich zu ihren Vorgängern intensivieren, fragen aber zugleich: »Besteht wirklich die Möglichkeit, daß die lateinamerikanische Option – stimuliert durch den sozialistischen Wahlsieg – zu praktischen Schritten führt, die jenseits der Vergangenheitsrhetorik angesiedelt sind?«<sup>78</sup>

Skeptisch beurteilen v. Gleich u.a. die zukünftigen Beziehungen auch deshalb, weil die Sozialisten keine neue Institution gegründet haben, sondern sich ebenfalls auf das aus dem alten *Instituto de Cultura Hispánica* Ende der siebziger Jahre hervorgegangene *Instituto de Cooperación Iberoamericana* stützen, »ein Zentrum, das eng mit dem Außenministerium verbunden ist und über eine lange 'hispanistische' Tradition verfügt.« Da außer diesem Institut keine anderen Organismen und finanziellen Ressourcen existierten, seien die politisch-kulturellen Beziehungen »außerordentlich pessimistisch« einzuschätzen. Auch das Konzept einer spanischen »Brückenkopffunktion« zwischen Europa und Lateinamerika schätzen die Autoren skeptisch ein, da Spanien seiner Europa-Orientierung eindeutig Priorität beimesse und der Demokratisierungsprozeß eine Neuauflage der falangistischen *hispanidad*-Idee verhindere. Immerhin seien die Sozialisten die einzigen gewesen, die während des Wahlkampfes (1982) eine »klare Lateinamerikaoption« formuliert und die Regierungspartei UCD beschuldigt hätten, die »historische und politische Verantwortung Spaniens« gegenüber Lateinamerika zu unterschätzen.<sup>79</sup>

Dennoch läßt sich, wie erwähnt, seit Beginn der Demokratisierung zum ersten Mal in der spanischen Geschichte von wirklichen Strömungen sprechen. Diese Strömungen, über deren gesellschaftliches Gewicht allerdings nur spekuliert werden kann, lassen sich in drei Gruppen einteilen.

Erstens die mehr oder weniger traditionalistisch gesonnenen *hispanidad*-Epi-gonen, die gegenüber den reaktionären Vordenkern, wie Maeztu und García Morrente, zwar zumeist auf verbale Distanz gehen, aber an der These »unserer glorreichen Vergangenheit« eisern festhalten und nahezu jegliche Kritik am Panhispanismus als bössartige Neuauflage der *leyenda negra* zurückweisen. Ein Beispiel ist die *hispanidad*-Definition der *Gran Enciclopedia RIALP*, in der ein Autor nach bekannter historischer Manier in gleicher Weise vor der indigenisti-

78 Albrecht von Gleich u.a.: »La política de España en América Latina frente a las relaciones europeo-latinoamericanas«, in: *Cuadernos Hispanoamericanos* (Madrid), Nr. 414, 1984, S. 18.

79 Ebd., S. 18ff.



schen Bewegung Lateinamerikas, den dortigen »Marxisten«, dem Panamerikanismus und dem sogenannten Konzept der (französischen) *Latinität* warnt, um am Ende emphatisch seiner Hoffnung Ausdruck zu geben: »Auf jeden Fall ist die *hispanidad* in Bewegung, und niemand kann sie aufhalten. Alles hängt vom Verhalten jener ab, die sie nicht als wehmütige Erinnerung, sondern als große Unternehmung einer gerechteren und christlichen Zukunft begreifen.«<sup>80</sup>

Zu dieser Gruppe sind auch jene Vertreter eines »lyrischen« (Pike) Panhispanismus zu rechnen, die in der Vergangenheit so charakteristisch waren. Ein beredtes Zeugnis der noch immer vorhandenen Fähigkeit zu rhetorischen Höhenflügen lieferte Manuel de Prado y Colón de Carvajal, ehemaliger Präsident des *Instituto de Cooperación Iberoamericana*. Er sprach sich in *El País*, in deren Spalten die interessantesten Diskussionen zum Thema geführt wurden,<sup>81</sup> dafür aus, 1992 zu feiern, und zwar »mit größter Festlichkeit«. Neben altbekannten kulturhistorischen Topoi führte er einen weiteren Grund an, dem er besondere Bedeutung beimaß: Während der kolonialen Epoche, so seine These, seien Sevilla und ganz Andalusien »reich und opulent« gewesen; erst mit dem Verlust Amerikas habe die Dekadenz begonnen. Daher seine Forderung, alle Energien auf Weltausstellung und *V Centenario* zu richten, die verlorene Universalität zurückzugewinnen und die Strukturen Andalusiens zu modernisieren.<sup>82</sup>

Neben dieser nahezu ungebrochen an historischen Mythen orientierten Strömung existiert ein bunter Fächer eher 'liberaler' Positionen, die sich mehr oder weniger kritisch der Geschichte stellen, ein größeres Interesse gerade auch an materiellen Beziehungen mit Lateinamerika bekunden (»Brückenkopffunktion«) und eine gewisse begriffliche Sensibilität beweisen. Zu diesen »moderaten« Panhispanismusverfechtern gehört ein Großteil der gegenwärtigen *clase política*, und zwar nicht nur konservativer Couleur.

So spricht auch der unlängst abgewählte sozialistische Ministerpräsident Felipe González von einer »Iberoamerikanischen Gemeinschaft der Nationen«, die, so seine kühnen Zukunftsvisionen, in der »Multipolarität« der künftigen Welt ein gewichtiges Wort mitsprechen werde.<sup>83</sup> Sein ehemaliger Außenminister, Fernando Morán, meint zu wissen, daß »der Bezug auf Spanien« das »einzige gemeinsame Identitätszeichen« der »Bruderländer auf der anderen Seite des Ozeans« sei.<sup>84</sup> Bei soviel Fraternalitätsrhetorik der PSOE-Führungskader nimmt es nicht wunder, wenn

80 *Gran Enciclopedia RIALP*. Madrid 1984, S. 843.

81 Kritische Artikel erschienen auch in *Cambio 16*. Vgl. z.B. Antonio Caballero: »Dos mundos se encuentran«, No. 1066, April 1992, S. 18-23.

82 Vgl. Norbert Rehrmann: »Heldenepos oder Begegnung zweier Welten? Lateinamerikanische und spanische Stimmen zur 500-Jahr-Feier«, in: *Universitas. Zeitschrift für interdisziplinäre Wissenschaft*, Nr. 10, Oktober 1991, S. 968.

83 Escudero: *Hispanist* (Anm. 29), S. 176.

84 Enrich: *Historia* (Anm. 4), S. 19.



auch der Präsident der *Comisión del V Centenario*, der Sozialist Luis Yáñez Barnuevo, das hispanistische Credo seiner Parteifreunde teilt: Die Entdeckung, ein Begriff, den er vollauf für berechtigt hält, sei eine der »beeindruckendsten Transformationen in der Menschheitsgeschichte« gewesen.<sup>85</sup>

Zu der Gruppe moderater Panhispanisten zählt auch König Juan Carlos I. Ein spanischer Autor resümiert das Lateinamerikabild des Monarchen wie folgt: Der König lehne den Begriff »Imperium« ab und spreche statt dessen von »Gemeinschaft«; die Idee der *madre patria* verwandle sich in »Bruderschaft«; die »Supra- und »Subordinations«-Beziehung werde zu einer »gemeinsamen Geschichte«; die Beziehung »Metropole – Kolonie« gründe sich heute auf die Identität einer »gemeinsamen politischen Ordnung«; die seitens der Halbinsel erfolgte »Oktroyierung« einer politisch-administrativen Organisation mache »Kooperation und Austausch« Platz; die »Distanz der Territorien und Völker« sei nun »strukturelle Ähnlichkeit«; die »Übertragung von Kultur« äußere sich in einem »gleichartigen Modernisierungsprozeß mit ähnlichen Idealen«; schließlich nehme Juan Carlos I. weder eine paternalistische noch eine oktroyierende Haltung ein.<sup>86</sup>

Wie unschwer zu erkennen ist, handelt es sich bei den Positionen des Königs zwar um ein modernisiertes Lateinamerikabild, keineswegs jedoch um ein »wissenschaftlich außergewöhnlich modernes«, wie die Bilanz seines Hagiographen lautet. Als eine Art »ideeller Gesamthispanist« hat der König seit über 20 Jahren ganz ohne Zweifel eine Protagonistenrolle im Rahmen der »historischen Gemeinschaft« gespielt, deren Grundprämissen er gleichwohl nie in Frage stellte. Seine exponierte Rolle in den spanisch-lateinamerikanischen Beziehungen wird sogar in der Verfassung erwähnt: Er ist der oberste Repräsentant des Staates im Rahmen der internationalen Beziehungen, »insbesondere mit den Nationen seiner historischen Gemeinschaft«, wie es dort heißt.<sup>87</sup> Während seiner ersten Reise nach Lateinamerika sprach er am 12. Oktober 1976 in Cartagena de Indias sogar von »gemeinsamen biologischen Merkmalen« (*rasgos biológicos unitarios*), die die »intelligente Gemeinschaft« miteinander verbinde.<sup>88</sup> Auch von der »Glorie der Geschichte« war damals noch die Rede,<sup>89</sup> die allerdings durch »die Vitalität der Gegenwart« flankiert werde. Später forderte der Monarch zwar dazu auf, »sich der Geschichte mit ihren Irrtümern und Erfolgen zu stellen«, spricht sogar von *la americanidad de España*, aber zugleich von »unseren Völkern«, die durch

85 Rehrmann: »Heldenepos« (Anm. 82), S. 968.

86 Mario Hernández Sánchez-Barba: »El concepto de Comunidad Hispanoamericana en los discursos del Rey D. Juan Carlos I de España. Análisis valorativo y de síntesis«, in: *Revista de Indias*, Nr. 165/166, 1981, S. 338ff.

87 Vgl. Pereira / Cervantes: *Relaciones* (Anm. 31), S. 59f.

88 Enrich: *Historia* (Anm. 4), S. 150.

89 Ebd., S. 150.

»Blut« und »Sprache« miteinander »verbrüderet« seien.<sup>90</sup> Bei dieser Sicht der Dinge, die häufig einer Quadratur des Kreises ähnelt, sollte es bleiben: »Unsere Zukunft«, lautete fortan die Devise, »gründet sich weder auf Nostalgie noch auf die Zurückweisung der Vergangenheit.«<sup>91</sup> Letztere, vor allem die Greuel- und Gewalttaten, stellt noch immer einen besonders neuralgischen Punkt dar: Es führe zu nichts, so Juan Carlos Anfang der neunziger Jahre, »die damaligen Geschehnisse nach heutigen Kriterien zu bewerten.«<sup>92</sup> Der folgende Befund gilt somit auch für den König: Der Panhispanismus, schreibt Dietrich Briesemeister,<sup>93</sup> sei eine schillernde ideologische Größe geblieben, deren programmatische Bestimmung je nach den politischen Verhältnissen ausfalle.

Weiter als der König geht der bereits zitierte Xavier Rubert de Ventós, der den Anspruch, *primus inter pares* zu sein, innerhalb dieser Gruppe am überzeugendsten einlöst. Ventós steht in einer bestimmten Tradition spanischer Geschichtsschreibung, wenn er den »antiinstrumentellen« Charakter der spanischen Kolonisierung Amerikas gegenüber anderen Formen, speziell angelsächsischer Provenienz, betont – eine Kolonisierungsform, die er besonders deutlich in der Missionstätigkeit der Jesuiten zutage treten sieht: »Darin besteht die beeindruckende Herausforderung der Jesuiten gegenüber dem spanischen Kolonialismus: dem ursprünglich christlichen Impuls der Renaissance treu zu bleiben – was bedeutet, definitiv aufzuhören, *noch* mittelalterlich zu sein, ohne *bereits* protestantisch-aufklärerisch zu sein; die Ideologie des Mönchs oder des *hidalgo* zu überwinden, ohne sie durch die des Kaufmanns oder des Bourgeois zu ersetzen.«<sup>94</sup> Diese Sicht der Dinge, wiewohl in Teilen akzeptabel, ist indes nicht neu. Neu sind dagegen einige historische Prämissen des Autors, die vermutlich nicht nur von konservativen *hispanidad*-Anhängern als Sakrileg empfunden werden: Die spanische Eroberung Amerikas weiterhin als »Entdeckung« zu bezeichnen, bedeute die Beibehaltung idealistischer Kriterien, wie sie Hegel eigen gewesen seien, und gründe auf der Annahme, daß vor oder außerhalb Europas nur solche Völker existierten, die weder über eine Geschichte noch über ein Bewußtsein ihrer selbst verfügten und daher von »den Fackelträgern des Geistes« entdeckt und gerettet werden mußten. Diese Haltung mache auch vergessen, so Ventós, daß aufgrund der dortigen Lebensbedingungen der bloße äußere Kontakt dieser »verletzlichen Völker« zum Genozid geführt habe.<sup>95</sup>

90 Ebd., S. 153.

91 Ebd., S. 161.

92 Vgl. Borges Morán: *Aspectos* (Anm. 51), S. 77.

93 »Die Iberische Halbinsel und Europa. Ein kulturhistorischer Rückblick«, in: *Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung 'Das Parlament'*, B 8, 1986, S. 23.

94 Ventós: *Laberinto* (Anm. 19), S. 38.

95 Ebd., S. 22.

Leider zeigt auch Ventós Probleme, den formulierten Kriterien eines »aufgeklärten Traditionalismus« (Habermas) zu entsprechen, wenn er, wie zitiert, am Ende seines interessanten Buches der Versuchung nicht widerstehen kann, den Lateinamerikanern ein (spanisches) politisch-kulturelles Modell zur Lösung ihrer Probleme zu empfehlen. Die Neigung der Sozialisten, die spanische Demokratisierung »wie eine Art 'politisches Exportprodukt' zu präsentieren«,<sup>96</sup> teilen sie folglich mit der spanischen Rechten.

Eine dritte Strömung läßt sich schließlich unter jenen linken Intellektuellen und Schriftstellern lokalisieren, die vor allem mit der nationalen Geschichte und Geschichtsschreibung zwar hart ins Gericht gehen, dabei aber keinem abstrakten Antiimperialismus frönen.<sup>97</sup> So warnte die Schriftstellerin Montserrat Roig davor, den »alten Mythos der *hispanidad*« neu zu beleben und zu vergessen, daß »Amerika ... mit Schwert- und Kreuzhieben entdeckt wurde.«<sup>98</sup> Noch schärfer formulierte Rafael Sánchez Ferlosio. Er lehnte die »Begegnung zweier Welten« als »unwürdiges Festival« bzw. als »Disneylandia sevillana« entschieden ab, da jede Art von Gedenkveranstaltung *per definitionem* apologetisch, keineswegs neutral und noch weniger kritisch sei. Das Hauptmotiv des *V Centenario* sah er dementsprechend in dem Bemühen, einen Teil der *grandeza* vergangener Zeiten wiederzugewinnen bzw. entsprechende Anerkennung zu erfahren. Denn bis heute sei die Mehrheit der Spanier darüber verbittert, daß ihrem Land niemals mit »aufrichtiger Überzeugung« zuerkannt worden sei, ebenfalls Herrscher über ein Imperium gewesen zu sein – sehr im Unterschied zu Rom oder Großbritannien. In diesem Zusammenhang stellt Sánchez Ferlosio zudem zwei Hauptrechtfertigungen des spanischen Kolonialismus in Frage: erstens dessen im Gegensatz zu anderen Kolonialismen, insbesondere angelsächsischer Couleur, »humanere« Beweggründe und Verlauf. Weder Gier nach Gold noch missionarischer Eifer seien – *grosso modo* betrachtet – die zentralen Motive gewesen, sondern Abenteuerlust um ihrer selbst willen, vor allem eine Art »geistiger Unruhe«, welche die Spanier zur Bluthundjagd auf Indianer getrieben habe. Nicht weniger radikal zieht er – zweitens – die These in Zweifel, in Amerika habe eine freiwillige Verschmelzung von Rassen und Kulturen stattgefunden. Denn der sogenannte *mestizaje americano* sei ausgesprochen asymmetrisch verlaufen, da sich bekanntlich nur weiße Männer mit nichtweißen Frauen liiert hätten; und das sei, nicht nur ethnisch gesehen, nichts weiter als Vergewaltigung gewesen; die weißen Frauen seien demgegenüber auch weiterhin »ethnische Jungfrauen« geblieben.<sup>99</sup>

96 V. Gleich: *Política* (Anm. 78), S. 20.

97 Eine Haltung, die für den PSOE noch bis Ende der siebziger Jahre charakteristisch war. Vgl. z.B. das Buch des ICI (Anm. 27).

98 Vgl. Rehrmann: »Heldenepos« (Anm. 82), S. 970.

99 Ebd.

Obleich Sánchez Ferlosios Attacken einige seit Jahrhunderten kultivierte Mythen und Legenden – und nicht zuletzt den *V Centenario* – in ihrem Kern treffen, bleiben andere Aspekte unerwähnt, die zur komplexen Realität der spanisch-lateinamerikanischen Kulturbeziehungen allerdings dazugehören. Zunächst – und das wird anhand der gesamteuropäischen Debatte über Amerika mehr als deutlich<sup>100</sup> – trägt Spanien mitnichten die Alleinschuld an den historischen Ereignissen, insbesondere am Genozid der indigenen Bevölkerung. Mehr noch: Hätten andere Europäer Amerika entdeckt, wäre das »Abenteuer« kaum weniger blutig verlaufen, wohl eher im Gegenteil. Immerhin, argumentiert z.B. Escotado, der ansonsten Sánchez Ferlosios Positionen teilt, mit einigem Recht, habe Las Casas seine *Brevísima Relación* bereits 1515 geschrieben, während ein vergleichbares Werk über andere Kolonialismen (noch) nicht geschrieben worden sei.<sup>101</sup> Auch der von Jorge Semprún, dem ehemaligen Kultusminister, in die Debatte gebrachte »Kompromiß«, nämlich zwischen »Entdeckung« und »Eroberung« zu differenzieren, wird von dieser Strömung, etwa von Juan Goytisolo, als historischer Taschenspielertrick zurückgewiesen.<sup>102</sup> Auch der Schriftsteller Vázquez Montalbán hegte im Hinblick auf den *V Centenario* die »schlimmsten Befürchtungen«: So favorisiere zwar die Führungshierarchie des PSOE ein »kritisches Epos«, auf jeden Fall aber ein Epos. Er kritisiert jedoch zugleich lateinamerikanische Positionen, die von der spanischen Regierung eine Art Entschuldigung verlangten, als maximalistisch und kindisch. Denn diese »indigenistischen Sektoren« vergäßen bei aller berechtigten Kritik, daß die Situation der indigenen Bevölkerung auch mit postspanischen Ausbeutungsvarianten in Zusammenhang stehe, nämlich mit denen der Kreolen, von denen die Mehrheit dieser Kritiker bekanntlich selbst abstamme. Und so sarkastisch es klinge, argumentiert Vázquez Montalbán, habe sich die antiimperialistische und proindigenistische kreolische Linke ihren »ideologischen Apparat« nur durch die exzellente Bildung schaffen können, die sie aufgrund der Ausbeutung der indigenen Bevölkerung durch ihre Väter und Großväter erworben habe. Schließlich macht der Schriftsteller darauf aufmerksam, daß eine exzessive Konzentration auf den (historischen) Imperialismus Spaniens von einer viel nötigeren Abrechnung mit heutigen Spielarten ablenken könne.<sup>103</sup>

100 Was etwa die französische Version betrifft, vgl. Tzvetan Todorov: *Nous et les autres. La réflexion française sur la diversité humaine*. Paris 1989 und Rehrmann: *Spanien* (Anm. 8).

101 Vgl. Rehrmann: »Heldenepos« (Anm. 82), S. 971.

102 Ebd.

103 Vgl. Rehrmann: *Spanien* (Anm. 8), S. 127.

## 5. Der *V Centenario* oder Nach Europa über Amerika?

Die Prognose Vázquez Montalbáns erwies sich als zutreffend. Der *V Centenario* wurde zu einem Forum nationaler Selbstdarstellung, auf dem sich zwar auch einige moderat-kritische Stimmen artikulieren konnten, der Tenor war gleichwohl affirmativ: Statt einer auch nur halbwegs kritischen Auseinandersetzung mit der Geschichte, vor allem mit ihrer Gewalt- und Unterdrückungsdimension, die den Erwartungen der lateinamerikanischen *indios* und Intellektuellen gerecht geworden wäre, bestimmten »Phantasiedominanz« (Elias) und eine Traum-Kulisse das Bild, die an Calderón erinnerte. Als »Imageoperation«, wie der Chef des spanischen Pavillons auf dem Sevillaner Expo-Gelände selber formulierte, zielte der Veranstaltungsmarathon u.a. darauf ab, der Welt, vor allem Europa, die *grandeza* vergangener Zeiten vor Augen zu führen – unter Einschluß eines »neuen« Spanienbildes: »Spanien ist nicht mehr anders. Es ist vielmehr ein Land«, so der Pavillon-Chef, »das sich an großen internationalen Projekten beteiligt. Wir wollen, daß unsere Bürger stolz sind auf ihr Land und daß die Mythen, die über Spanien im Ausland existieren, einer zeitgemäßen Sichtweise Platz machen.«<sup>104</sup> Die kritische Forschung zum Thema, die, wie in der Vergangenheit, vor allem außerhalb der spanischen Grenzen stattfindet, hat diese Ambitionen bestätigt. Der »Hispanist discourse«, schreibt María A. Escudero, sei nützlich für die spanische Regierung (hier die von Felipe González), weil sie das spanische Prestige in Europa und den USA verbessere. Spanien als »Brücke« zwischen Lateinamerika und Europa bzw. als Vermittler in dem Dreieck Lateinamerika – Europa – Vereinigte Staaten erfordere jedoch eine internationale Bedeutung, die das Land eigentlich nicht besitze.<sup>105</sup>

Der intendierte Prestigegewinn als »Umwegrentabilität« für politische und ökonomische Ambitionen, wie sich die These von Escudero deuten läßt, ist sicher nicht falsch. Die aufwendigen Großinszenierungen des Jahres 1992 lassen sich aber nicht allein, vielleicht nicht einmal überwiegend, mit materiellen Interessen erklären: Die »Wiederbelebung des Konquistadorengeistes durch die Eroberung Europas«, schreibt Marina Pérez de Mediola deshalb wohl zu Recht, war zugleich der Versuch, die kulturelle Identität des Landes aufzuwerten, »die seit dem 'Siglo de Oro' ein eher trauriges Bild abgegeben hat.«<sup>106</sup> Der eingangs zitierte »Imperium-Komplex«, die seit knapp 200 Jahren virulenten Schwierigkeiten, den Abstieg vom historischen Olymp in die Niederungen einer europäischen Randexistenz zu verarbeiten, gehört deshalb genauso zu den Triebkräften des *V Centena-*

104 Vgl. Marina Pérez de Mediola: »The Universal Exposition Seville 1992: Presence and Absence, Remembrance and Forgetting«, in: dies.: *Bridging* (Anm. 29), S. 197.

105 Escudero: *Hispanist* (Anm. 29), S. 182.

106 Pérez de Mediola: *Bridging* (Anm. 29), S. 193.

rio wie die politisch-ökonomischen Ambitionen. Die folgende Äußerung des Pavillon-Chefs ist zwar übertrieben, aber nicht *völlig* aus der Luft gegriffen: »Wichtiger als die ökonomischen Ziele ist das Image Spaniens ...«<sup>107</sup>

Gerade deshalb war absehbar, daß die Organisatoren der medienrächtigen »Imageoperation« auf dissonante Stimmen äußerst sensibel reagieren würden. An entsprechenden Beispielen hat es denn auch nicht gefehlt. Einen ersten Eklat gab es 1987 in der Bundesrepublik, als der spanische Botschafter damit drohte, die Münchner Ausstellung »Spanien in der Neuen Welt« zu suspendieren, wenn einige kritische Passagen der Begleitbroschüre, »die Spaniens Werk in Amerika beanstanden«, so der Diplomat, nicht gestrichen würden.<sup>108</sup> Ein weiterer Eklat datiert von 1989: In Caracas bewirkte die Uraufführung eines Theaterstücks über Kolumbus gereizte Reaktionen des dortigen Botschafters, der das Stück als »beleidigendes Werk« empfand. Es stammt ironischerweise aus der Feder des in Cádiz geborenen Exilschriftstellers José Antonio Rial, der den Entdecker in seinem Stück zwar im Bordell auftreten läßt, aber trotzdem, hier wie in seinem sonstigen Œuvre, ein panhispanistischer Hardliner ist, der die These eines »grundlegenden Wandels« des Lateinamerika-Bildes der Exilschriftsteller besonders drastisch *ad absurdum* führt.<sup>109</sup> Das letzte Beispiel, das die extreme Sensibilität der Expo- und *Centenario*-Organisatoren illustriert, datiert von 1992: Eine Gruppe junger Demonstranten aus dem In- und Ausland, die vor dem Sevillaner Ausstellungsgelände friedlich ihren Dissens artikulierte, wurde von der Polizei arretiert. Die Ausländer unter ihnen wurden ausgewiesen, die Spanier, so Subirats, auf dem Revier geschlagen; selbst von der Schußwaffe sei Gebrauch gemacht worden.<sup>110</sup>

Das fragile Selbstbewußtsein, das in solchen Überreaktionen Gestalt annimmt, fand eine gewisse Entsprechung im szenischen Arrangement der Sevillaner Ereignisse. Etwa in Anordnung und Größe der einzelnen Pavillons: In der spanischen »Extrapräsenz«, so Pérez de Mendiola, hätten zahlreiche Reminiszenzen der alten *madre patria*-Attitüden ihre visuellen Urständ gefeiert und damit die stets wiederholte *primus inter pares*-These auch architektonisch falsifiziert. Am deutlichsten habe sich der panhispanistische Geist der Ausstellung jedoch in den Texten manifestiert, die Bilder und Exponate erklären sollten. Nirgendwo, so die Autorin, sei von »Eroberung« oder »Invasion« die Rede gewesen, kontroverse Figuren wie Cortés oder Pizarro hätten durch Abwesenheit gegläntzt, einen Genozid an der indianischen Urbevölkerung habe es nie gegeben: »Ohne Erwähnung von Gold und Silber, Religion oder Blut«, zitiert Pérez de Mendiola einen weite-

107 »Ángel Luis Gonzalo: 'El objetivo principal es la imagen del país'«, Interview in: *Cambio 16* v. 27.4.1992, S. 4.

108 Vgl. Rehrmann: »Heldenepos« (Anm. 82), S. 962.

109 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23), S. 338ff.

110 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 131.

ren Kritiker, »nimmt der Betrachter den verwirrenden Eindruck mit nach Hause, daß die Spanier eine rein akademische Mission in die Neue Welt führte, nämlich nach nützlichen Pflanzen zu suchen und den Einheimischen neue Landwirtschaftstechniken und Haustiere zu offerieren.«<sup>111</sup>

Die episch-heroische Perspektive, wie sie die spanischen Kritiker von Expo und *V Centenario* prophezeit hatten, war folglich dominant – unter Einschluß der meisten offiziellen Teilnehmer aus Lateinamerika. Die übliche *unidad*-Rhetorik, wie sie vor allem in lateinamerikanischen Politikerkreisen noch immer gepflegt wird,<sup>112</sup> gab offensichtlich auch in Sevilla den Ton an. Die zumindest verbale Anerkennung panhispanistischer Prämissen fällt diesen Kreisen um so leichter, als bereits in der Spätphase des Franquismus einige Dauerkontroversen durch »historische Kompromisse« entschärft worden waren. So hatte Franco höchst persönlich den Befreier Lateinamerikas, Simón Bolívar, als »geniale Synthese dieser unserer Rasse« bezeichnet und damit seinen späten Frieden mit der lateinamerikanischen Unabhängigkeitsbewegung des frühen 19. Jahrhunderts geschlossen.<sup>113</sup> Das demokratische Regime, vor allem die Organisatoren des *V Centenario*, übernahmen diesen »historischen Kompromiß« zur argumentativen Absicherung einer *Hispanischen Gemeinschaft der Nationen*, so Escudero, »ohne sich über die Herkunft dieser Neuinterpretation der Geschichte und ihrer ideologischen Implikationen Gedanken zu machen.«<sup>114</sup>

Dissonante Stimmen kamen laut Pérez de Mendiola lediglich aus Mexiko, das seinen Pavillon u.a. mit einem 18 Meter hohen »X« drapierte (!), um damit an den alten Streit um das »autochthone X« und die spanische »jota« zu erinnern. Insgesamt, so die Autorin, sei Mexiko das einzige Land im Ensemble der Exkolonien gewesen, das den festlichen Charakter der Sevillaner Megashow wenigstens partiell<sup>115</sup> in Frage gestellt und einen kritischen Blick auf die Geschichte geworfen habe.<sup>116</sup>

111 Pérez de Mendiola: »The Universal« (Anm. 104), S.197 f. Ein ähnlich bukolisches Bild der spanischen Geschichte in Amerika bietet sich übrigens dem Betrachter des Madrider *Museo de América*, das nach langen Umbauarbeiten 1993 seine Pforten wieder geöffnet hat.

112 Vgl. Emerich: *Historia* (Anm. 4), S. 152f.

113 Ebd., S. 156.

114 Escudero: *Hispanist* (Anm. 29), S. 174.

115 Der offizielle Umgang mit der Geschichte ist freilich auch in Mexiko von zahlreichen Ambivalenzen gekennzeichnet. Vgl. Norbert Rehrmann: »Eintracht in Zwietracht. Die präkolumbine, nordamerikanische und spanisch-europäische Kultur bei Carlos Fuentes und Octavio Paz«, in: *Tranvía. Revue der Iberischen Halbinsel*, Nr. 29, Juni 1993, S. 5-8.

116 Pérez de Mendiola: *Bridging* (Anm. 29), S. 199.



## 6. »Historische Anthropologie« oder Die Zukunft der Vergangenheit

Die historisch-kulturelle Bilanz des *V Centenario* fällt somit ziemlich negativ aus: Die Veranstalter waren augenscheinlich nicht willens oder imstande, die von kritischen Intellektuellen geforderte »Revision des historischen Gedächtnisses« durchzuführen. Trotz einiger Neuinterpretationen und moderner Sprachregelungen fällt es dem »offiziellen« Spanien folglich auch heute noch schwer, die kulturelle Heterogenität Lateinamerikas in Geschichte und Gegenwart anzuerkennen. Gleiches gilt für die postkoloniale Rolle des Landes. Der *V Centenario* war ein Paradebeispiel für die These von Norbert Elias: Die *clase política* des Landes, weitgehend unabhängig von ihrer politischen Couleur, lebt noch immer »im Schatten ihrer großen Vergangenheit.«<sup>117</sup> Daß sich diese Schwierigkeiten nicht allein auf die politischen Kreise beschränken, illustrieren die zitierten Studien spanischer Autoren. Im Schluß mit den Politikern tradieren und schaffen sie damit, wie Joachim Ehlers schreibt, eine »historische Anthropologie«, deren »intentionale Daten« handlungsbestimmend wirkten. Der mit ihrer Hilfe konstruierte »Abstammungsglaube«, so Ehlers, sei zwar fiktiv, also objektiv falsch, könne aber gravierende gesellschaftliche Folgen haben: »Intentionale Daten können Tatsachen schaffen und gleichsam in funktionale Daten umschlagen.«<sup>118</sup> Daran ändern auch die »harten Daten« wohl nur wenig. Denn enttäuschend, selbst aus der Sicht der *Centenario*-Organisatoren, ist offensichtlich auch die materielle Bilanz des Jahres 1992: Die hochgesteckten Ziele, so Pérez de Mendiola,<sup>119</sup> seien mitnichten erreicht worden. Spaniens Gewicht in Europa habe weder ökonomisch noch politisch zugenommen. Bereits im Frühjahr 1993, ergänzt Subirats,<sup>120</sup> sei auch die politische Klasse aus den kühnen Träumen erwacht; seitdem mangle es an einem »authentischen intellektuellen und sozialen Zukunftsprojekt.«

In dieses Bild paßt auch, daß ein namhafter Intellektueller dieses Jahrhunderts, der als »großer Europäer« Spaniens gilt, in den vergangenen Jahren, so Subirats,<sup>121</sup> eine »Renaissance« erlebt habe: Ortega y Gasset. Denn die politischen Ambivalenzen des obsessiven Warners vor einer »Rebellion der Massen« korrespondieren aufs engste mit seinen Amerikavisionen: In *Meditación del pueblo joven*, einer Sammlung von Essays über Lateinamerika, unterscheidet sich Ortega

117 Elias: *Studien* (Anm. 7), S. 10.

118 »Mittelalterliche Voraussetzungen für nationale Identität in der Neuzeit«, in: Bernhard Giesen (Hg.): *Nationale und kulturelle Identität. Studien zur Entwicklung des kollektiven Bewußtseins in der Neuzeit*. Frankfurt a.M. 1991, S. 80.

119 Pérez de Mendiola: *Bridging* (Anm. 29), S. 200.

120 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 223.

121 Ebd., S. 61ff.



zwar wohlthuend von der verstaubten Vergangenheitsrhetorik vieler Zeitgenossen. Wie bereits der Titel suggeriert, bleibt er den euro- und spanienzentristischen Denktraditionen, vor allem Hegelscher Provenienz, dennoch treu.<sup>122</sup>

In dieses Bild paßt ferner, daß eine Aussage des spanischen Exilschriftstellers Luis Cernuda, die literarische Beschäftigung mit Lateinamerika betreffend, noch immer gilt: »Kein Schriftsteller«, schrieb Cernuda in Mexiko über das »große Schweigen« der spanischen Literatur nach der Unabhängigkeit der Kolonien, habe dieses Datum gebührend gewürdigt. Da sich auch in der Literatur des *Siglo de Oro* nur ein schwaches Echo auf die historischen Ereignisse fänden, sei es »logisch«, so Cernuda, daß die Trennung von Spanien ein noch geringeres Echo in der modernen Literatur gefunden habe.<sup>123</sup> Dabei ist es, *mutatis mutandis*, bis heute geblieben. Selbst *der* Porträtist seiner Zeit, Benito Pérez Galdós, der kaum ein historisches Reizthema, etwa die jüdisch-maurische Thematik,<sup>124</sup> unbehandelt ließ, hat keinen Roman über Amerika geschrieben. Die wenigen Passagen über das Desaster von 1898, die sich in seinen Artikeln finden, tragen zudem eine ziemlich orthodoxe Handschrift.<sup>125</sup> Hätte nicht wenigstens der *esperpento*-Autor Valle-Inclán seinen satirischen Roman *Tirano Banderas* geschrieben, in dem er u. a. die »españolistische« Gesinnung seiner Landsleute in Lateinamerika karikiert, dann wäre der Ostrazismus des Themas nahezu total gewesen. Die Exilautoren, etwa Ramón Sender, haben sich zwar in Romanen, Erzählungen und Theaterstücken auch mit der historischen Dimension des Themas beschäftigt, ihre panhispanistische Optik hat den Blick auf *den Anderen* jedoch meistens stark getrübt. Eine kritische Gesamtuntersuchung des Lateinamerikabildes in der neueren spanischen Literatur (ab 1975) liegt zwar nicht vor. Fraglich ist zudem, ob es für eine solche Untersuchung überhaupt einen geeigneten Textkorpus gäbe, der über die zitierten Essays und Artikel im Vorfeld des *V Centenario* hinausginge. Vereinzelt Beispiele lassen zumindest die Vermutung zu, daß die literarische Thematisierung Lateinamerikas noch immer größere Schwierigkeiten bereitet als die Bearbeitung anderer historischer Hypothesen, namentlich die jüdisch-maurische, die nach Subirats<sup>126</sup> zusammen mit Amerika die zentrale »Problemtriade« des heutigen Identitätsdiskurses bilde. Im *Œuvre* des bekannten Romanciers Antonio Gala, der sich, was die zeitgenössischen Schriftsteller betrifft, neben Juan Goytisolo am

122 Vgl. Rehrmann: *Lateinamerika* (Anm. 23), S. 99ff.

123 Vgl. Santiago Daydi-Tolson: »Reality and Desire of America in Luis Cernuda«, in: Pérez de Mendiola: *Bridging* (Anm. 29), S. 154.

124 Vgl. Norbert Rehrmann: »Die *convivencia*- und Sefardenthematik bei Benito Pérez Galdós im Kontext der neueren kultur- und literaturhistorischen Forschung«, in *Iberoamericana* Nr. 63/64, S. 34-54.

125 Vgl. Norbert Rehrmann: »Spanien und die Barbaren. Der koloniale Blick des frühen Benito Pérez Galdós«, in: *Tranvía. Revue der Iberischen Halbinsel*, H. 44, März 1997, S. 10-13.

126 Subirats: *Después de la lluvia* (Anm. 6), S. 148.

intensivsten mit kulturhistorischen Themen beschäftigt, lassen sich Kontinuitäten und Brüche dieser Problemtriade jedenfalls deutlich voneinander unterscheiden: Dem Bruch mit den Mauren- und Judenklischees, wie er zum Beispiel in *Las cítaras colgadas de los árboles*<sup>127</sup> und *El manuscrito carmesi*<sup>128</sup> ablesbar ist, steht ein fiktives Kolumbus-Portrait gegenüber, dessen »españolistische« Verve ungebrochen ist.<sup>129</sup>

Die eingangs zitierte Bilanz von Rubén Darío, die sich auf den *IV Centenario* bezog, ist folglich noch längst nicht überholt. Zur Hoffnung gibt immerhin Anlaß, daß sich »über den großen Abgrund der Geschichte«, wie Darío schrieb, inzwischen eine fragile, aber doch passierbare Brücke spannt. Errichtet wurde sie weniger vom Exil, sondern vor allem von jenen Schriftstellern und Intellektuellen der vergangenen zwei Jahrzehnte, die den Umweg über die Geschichte nicht scheuen und die den »imperio-Komplex« früherer Generationen überwunden haben. Für sie ist die spanische Kultur in Lateinamerika zwar nicht passé. Sie spielt aber nicht mehr »die Rolle des Maßstäblichen, des Maßgeblichen.«<sup>130</sup>

---

127 Madrid 1983.

128 Madrid 1990.

129 *Cristóbal Colón*. Madrid 1989.

130 Leo Kreutzer: *Literatur und Entwicklung. Studien zu einer Literatur der Ungleichzeitigkeit*. Frankfurt a.M. 1989, S. 21.